Die Unruhen in Niederländisch-Indien.

Von Dr. Max Roloff (Breslau).

Im Getümmel des Weltkrieges finden die Nachrichten von ernsten Aufständen auf der Insel Sumatra in Deutschland kaum Beachtung. Trotzdem dürfte es nicht unangebracht sein, die Vorgänge, welche sich jetzt dort abspielen, scharf im Auge zu behalten; denn unabsehbare Verwicklungen können die Folge davon sein, wenn auch nur ein Engländer oder Japaner dabei ums Leben kommen oder wenn es nicht in Bälde gelingen sollte, den Aufstand zu unterdrücken. Leicht wird dies für die holländische Kolonialregierung unter den jetzigen Verhältnissen nicht sein, denn es gärt fast überall in Niederländisch-Indien, und auf die eingeborenen Truppen ist kein Verlaß mehr, während der Nachschub von Holland selbst äußerst erschwert, wenn nicht gar unmöglich ist. In Holland hat die Neigung, in den kolonialen Militärdienst zu treten, in den letzten Jahren erheblich abgenommen, die Anwerbung von Fremden — darunter früher alljährlich 600 bis 800 Deutsche — hat gänzlich aufgehört.

Die Gegend, wo der Aufstand ausgebrochen ist, wird offiziell bezeichnet mit „Residentie Palembang", an der Ostküste von Sumatra, vor den Toren von Singapore und den unter englischer Herrschaft stehenden „Native States" auf der Halbinsel Malakka. Der größte Strom Sumatras, der Batang Hari, durchfließt die ganze Provinz; er ist für mittlere Dampfer befahrbar auf einer Strecke von 615 Kilometer, für kleinere Schiffe noch 200 Kilometer weiter. Dieser Strom ist der natürliche Abfuhrweg für das überreiche Kohlenlager des Ombilin; aber die niederländische Kolonialregierung hat bisher nichts getan, diese Gegenden dem Verkehr zu erschließen und so die Ombilinkohle in den großen Häfen Ostasiens auf den Markt zu bringen.

Das ehemalige Sultanat Djambi liegt am mittleren Lauf des Batang Hari. Zahlreiche Ueberreste aus der Hindupeiode und malaiische Chroniken von Djohor liefern den Beweis, daß dort bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts großer Wohlstand geherrscht hat. Mit der Herrschaft der Niederlande hörte das auf; Djambi galt als ein Außenposten, der nichts zu verlangen und sich nur ruhig zu verhalten habe. Seit dem Jahre 1833 sind, fast kann man sagen: periodisch alle fünf Jahre, in Djambi Unruhen gegen die holländische Herrschaft ausgebrochen. Mit der der holländisch-indischen Heeresleitung eigenen Unnachsichtigkeit wurden diese Aufstände stets „unterdrückt". Man denkt hierbei an den Ausspruch Multatulis in seinem „Max Havelaar", wo er sagt: „Die Regierungstruppen nahmen das Dorf ein, und daher lag es in Flammen auf!" Zur Zeit des Aufstandes im Jahre 1901 befand ich mich in Djambi; ich war Zeuge, wie holländische Soldaten die überlebenden, nicht in das Gebirge geflüchteten Eingeborenen, Männer, Frauen und Kinder, in Gruben hineintrieben, Petroleum darüber gossen und alles in Brand steckten. Ein beliebtes Pazifikationsmittel!

Die Mitglieder der ehemaligen Sultansfamilie leben zum größten Teil in der Verbannung, in Singapore und auf der Halbinsel Malakka, wo sie die Gastfreundschaft der Engländer genießen und von dort aus unaufhörlich gegen die niederländische Herrschaft auf Sumatra Ränke schmieden. Gelder fließen ihnen von allen Seiten heimlich aus Sumatra, Java und Borneo zu. Die Bewohner von Djambi gehören zu den sogenannten echten Malaien und sind als solche fanatische Mohammedaner. Unter Abdul Hamid war das Band zwischen dem Kalifat und den Bewohnern von Djambi ein sehr inniges; große Summen wurden hier aufgebracht für den Bau der Hedjasbahn und die Beteiligung an der Wallfahrt nach Mekka war stets eine sehr rege. Ich kenne nicht wenige Djambier, welche sich jahrelang in Mekka aufgehalten und auch in Stambul geistliche Schulen besucht haben.

Djambi ist für die Holländer ein zweites Atjeh. Alle Einnahmen, welche aus dem Plantagenbau, den reichen Goldbergwerken und Petroleumquellen in anderen Provinzen erzielt werden, müssen für kostspielige militärische Strafexpeditionen verwendet werden; für die Hebung der eingeborenen Bevölkerung, für den Eisenbahnbau in großem Maßstabe, das einzige Mittel, die Außenbesitzungen zu erschließen, bleibt nichts übrig. Atjeh und Djambi kann Niederland nur erobern, wenn es einen grausamen Vernichtungskampf gegen die Bewohner dieser beiden Provinzen führt; aber dazu fehlt es an genügenden Machtmitteln. Wir sind nicht befugt, der niederländisch-indischen Kolonialregierung einen Rat zu erteilen; aber besser wäre es gewesen, in Djambi sowohl wie in Atjeh die eingeborenen Sultane zu belassen und dieselben, wie es die ost-indische Kompagnie getan hat, durch reiche Geldgeschenke zu ködern.

Die englische Presse flüstert den Holländern in's Ohr: den Aufstand in Djambi habt ihr Deutschland und der Türkei zu danken! Die Türken sind es, welche die Sarekat Islam, die islamitische Bewegung in Holländisch-Indien hervorgerufen haben und unterstützen! Daß dem nicht so ist, weiß jeder erfahrene holländische Kolonialpolitiker. Dies ist aus dem Grunde schon ausgeschlossen, weil die Mohammedaner in Niederländisch-Indien nicht wie die Türken der hanefitischen, sondern der schafeitischen Schule angehören. Die holländisch-indische Kolonialregierung hat ihren mohammedanischen Untertanen eine Religionsfreiheit gelassen, wie dies in keiner anderen europäischen Kolonie der Fall ist. 35 Millionen niederländische Untertanen gehören dem Islam an, also ungefähr der siebente Teil aller Mohammedaner; mehr als die Türkei Einwohner zählt. Die Zahl nimmt täglich zu, nicht nur durch den überaus großen Bevölkerungszuwachs, sondern auch durch die Bekehrung von Heiden. Der beste Beweis für die Toleranz der holländischen Kolonialregierung ist die Tatsache, daß sie die Wallfahrt ihrer Untertanen nach Mekka niemals auf irgend eine Weise erschwert hat, obgleich dadurch alljährlich große Kapitalien in das Ausland fließen und die Hadjis (zurückgekehrte Pilger) oft eine gefährliche Propaganda verbreiten, welche bei der mystischen Geistesrichtung der indischen Moslims nur allzu häufig auf fruchtbaren Boden fällt.

Trotz alledem war aber ein „modus vivendi" gefunden, namentlich für Java. Der sehr einflußreiche und gelehrte Seijid Othman, ein Nachkomme Huseins, eines Onkels von Mohammed, welcher aus Hadramaut in Süd-Arabien geflüchtet und vor Jahrzehnten nach Batavia gekommen war, hatte seinen ganzen Einfluß angewendet, ein gutes Einvernehmen zwischen Holländern und Mohammedanern zu schaffen. Es war ihm gelungen, zumal auch der bedeutendste Islamkenner unter den europäischen Gelehrten, Professor Dr. C. Snouk-Hurgronje, jahrelang als Berater der Regierung in Batavia weilte. Aber als dieser nach Leiden zurückgekehrt und Seijid Othman gestorben war, fehlte die kundige Persönlichkeit, die Gegensätze auszugleichen. Eine islamitische Vereinigung, Sarekat Islam, wurde gegründet; zuerst arbeitete sie im Geheimen, ohne irgendwelche politischen Ziele. Dies geschah unter den Augen der holländischen Verwaltungsbeamten, die nichts davon merkten. Erst als Hunderttausende der Sarekat Islam beigetreten waren, trat diese an die Oeffentlichkeit, zur größten Ueberraschung der holländischen Kolonialregierung. Im Frühjahr dieses Jahres tagte die Sarekat Islam in Bandung auf Java; es wurden dort keine revolutionären Beschlüsse gefaßt, aber die holländische Kolonialregierung war trotzdem erstaunt über die weitgehenden Forderungen, welche ihr gestellt wurden. Es war um so bitterer für die Regierung, als deren Beamten bisher gewohnt waren, den Javanen vor sich niedergeknickt zu sehen mit auf die Brust gesenktem Haupt.

Von irgend welchen Kundgebungen für Unabhängigkeit oder gar Anschluß an das Kalifenreich ist nichts verlautbart. Die leitende Idee war vielmehr: Gleichstellung mit Europäern. Mir scheint es, daß Japan die Hand im Spiele hat; die Japaner verstehen es ja ausgezeichnet, den Mohammedanern Mohammedaner, den Chinesen Chinese, u. s. w. zu sein. „Asien den Asiaten", das ist heute das Ideal der Javanen und Malaien. Nie war der Augenblick so günstig für die Verwirklichung desselben als dieser Weltkrieg mit seinen unabsehbaren Folgen für Europa. „Wir wünschen einen recht großen europäischen Krieg, in welchem ihr Europäer euch gegenseitig zerfleischt und aufreibt; dann ist Allahs Stunde gekommen!" so hörte ich in den Jahren, welche dem Ausbruch des Krieges vorangingen, oft von Mohammedanern äußern, in Afrika wie in Asien.

Ob der Aufstand in Djambi auf die Propaganda der Sarekat Islam zurückzuführen ist, vermag ich heute noch nicht festzustellen. Der Hauptgrund ist jedenfalls der wirtschaftliche Rückgang, oder Stillstand, der am meisten in Betracht kommenden Provinzen auf Java und Sumatra. Die Zwangskaffeekultur, die öffentlichen Frohndienste, die Ausbeutung — von der Regierung sanktioniert — durch europäische Plantagenbesitzer, wodurch der für den Reisbau bestimmte Boden der Zuckerindustrie zugeführt wird (Folge davon: Hungersnot), die chinesischen Wucherer, gegen welche der Eingeborene keinen Schutz findet, das fluchwürdige Opiummonopol der Regierung, das alles sind Dinge, die heute eine Kolonialregierung nicht mehr zulassen darf. Es hat auch in Holland nicht gefehlt an Männern, welche davor gewarnt haben, aber ihre Stimme blieb die eines Predigers in der Wüste. „Eine so fleißige und sparsame Bevölkerung wie die Javas und Sumatras verdient eine bessere Behandlung," das hat der frühere holländische Kolonialminister und spätere General-Gouverneur Idenburg oft genug ausgesprochen; aber man wollte verdienen. „Ein vorteilhaftes Saldo" war das Kriegsgeschrei der Mehrzahl der holländischen Kolonialinteressenten. Die überaus hohen Steuern, welche der einheimischen Bevölkerung auferlegt sind und die immer mit grausamer Strenge eingezogen werden, das ist die Ursache, weshalb eine Sarekat Islam gegründet wurde, das ist auch die letzte Ursache für den Aufstand in Djambi.

Die Bevölkerung Japans.

Nach einer Mitteilung des Statistischen Amts in Tokio hatte das eigentliche, oder Alt-Japan, eine Bevölkerung von 53,336,295 Köpfen. Dazu kommen in Korea 15,169,923; Formosa 3,265,169 und noch 1691 auf Saghalin. Es ergibt sich hieraus eine Gesamtbevölkerung von 71,793,978 Personen. Danach steht Japan in der Bevölkerung der Welt an fünfter Stelle unter den großen Ländern. China kommt zuerst, Rußland zunächst und dann die Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland. England ist merkwürdiger Weise nicht aufgeführt. Die Zunahme der Bevölkerung in Alt-Japan ist eine sehr schnelle. Der Durchschnitt in den fünf Jahren bis zu 1913 belief sich auf 1⅓% per Jahr. Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt 2,344 per Quadrat Ri (etwas über vier englische Quadratmeilen), und kommt somit nach Belgien, Holland und England.

Englands Prestigeeinbußen während des Weltkriegs.

Von Graf E. Reventlow.

(Copyright „Leips. Ill. Zeitung", 1916).

Als Anfang August 1914 Großbritannien mit seiner Kriegserklärung an Deutschland in den europäischen Kampf eingriff und ihn damit zum Weltkonflikt ausgestaltete, war man in London und in dem bei weitem größten Teile der Welt fest überzeugt, den Krieg damit von vornherein zu entscheiden. Sir Edward Grey verabschiedete den deutschen Botschafter, Fürsten Lichnowsky, mit der Andeutung, daß Großbritannien dem Deutschen Reiche sich nützlicher zeigen könne, wenn es am Kriege teilnähme, als wenn es neutral bliebe, denn im ersten Falle werde Großbritannien in der Lage sein, ein übermächtiges Rußland in die Schranken zu weisen und völlige Vernichtung des Deutschen Reiches zu verhindern. In seiner großen Rede der ersten Augusttage vor dem Unterhause sagte Grey: Großbritannien würde als kriegführende Macht wirtschaftlich nicht mehr leiden, als wenn es neutral geblieben wäre. Und als schon in den ersten Kriegswochen Präsident Wilson in London sondieren ließ, ob eine Friedensvermittelung genehm sei, da wurde ihm in London die Antwort: Großbritannien habe nun einmal sich in Bewegung gesetzt, so schwer ihm dieser Entschluß geworden wäre. Die Würde ebenso wie das Interesse des britischen Reiches verlange, daß man nunmehr unbeirrt bis ans Ende gehe, bis der Feind völlig am Boden liege.

Das sind nur einige Stichproben, welche von verschiedenen Seiten beleuchten, mit einem wie ungeheuren Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen die Staaten, die Bewohner und die Regierungen des britischen Weltreiches in diesen Krieg eintraten. Uns Deutschen, glaube ich, beiläufig bemerkt, sind, jedenfalls zu einem großen Teile, die gewaltige Macht und das ungeheure Gewicht des britischen Weltreiches, ja des Britentums überhaupt, erst im Laufe des Krieges recht klar geworden. Zahlreiche Deutsche haben geglaubt, schon bald nach Beginn des Krieges würde das britische Weltreich auseinanderfallen, Irland und Indien sich empören, Südafrika, Canada, Australien usw. sich vom Mutterlande abtrennen und selbständig machen. Diese unüberlegten Erwartungen haben enttäuscht, und wir sehen heute klar, daß sie von vornherein nicht berechtigt waren. Auch andere Faktoren britischer Stärke und Ausdauer, schließlich auch solche der Organisation sind wohl bei uns unterschätzt worden, so z. B. der Umfang der Truppensendungen nach dem europäischen Festlande und manches andere mehr. Das alles zugegeben und anerkannt, steht fest, daß das britische Volk und seine Führer felsenfest überzeugt waren, man werde Deutschland in kurzer Zeit auf die Knie gezwungen haben und dann der Welt den britischen Frieden diktieren können. Felsenfest waren Großbritannien und seine Bundesgenossen davon überzeugt, daß Deutschland durch die Ozeansperre erstickt, ausgehungert, „zum Tode verurteilt" sei, daß die deutsche Kriegsflotte nach wenigen Tagen auf dem Grunde des Meeres liegen werde usw. Unter den Neutralen der Welt herrschte nur eine Stimme, ja, man möchte sagen, nur ein Kopfschütteln darüber, daß das Deutsche Reich die unglaubliche verhängnisvolle Torheit begangen habe, den Krieg mit einer Macht wie Großbritannien nicht unter allen Umständen und um jeden Preis zu vermeiden. Nach dem Kriege wird es möglich sein, über diese Stimmungen und über manches, was damit zusammenhängt, eingehender zu sprechen. Heute zeigt sich uns nur im allgemeinen das Bild der Ueberzeugung allenthalben, daß das Deutsche Reich eben infolge der Beteiligung Großbritanniens von vornherein verloren sei und nichts Besseres tun könne, als so schnell wie möglich zu einer Verständigung auf irgendeinem für Großbritannien annehmbaren Boden zu gelangen.

Die Erfahrung des Krieges hat dann, wie wir wissen, auch für die deutsche Seite manches anders kommen lassen, als man hoffte. Es gelang nicht, Frankreich in einem Zuge zu überrennen. Der Bewegungskrieg wurde zum Stellungskrieg und ist es noch heute. Nach fester englischer Ueberzeugung hätten die deutschen Truppen aber auch nicht so weit kommen dürfen, und zwischen der Mobilmachung und der Marneschlacht lag die erste schwere britische Enttäuschung: die Eroberung Antwerpens durch die Deutschen. Dieses Ereignis aber bedeutete nicht allein eine schwere Enttäuschung. Man war in London der Ueberzeugung, daß der vorgeschrittene Stand des russischen und des französischen Aufmarsches es den Deutschen unmöglich machen würde, genügende Kräfte für Antwerpen freizubekommen. Diese Hoffnung schlug fehl: Antwerpen fiel, die belgische Küste geriet in die Hände der Deutschen. Die belgische Küste aber hat Großbritannien seit den Tagen der spanischen Armada als das Glacis des Vereinigten Königreiches betrachtet und zugleich als Einfallstor nach dem europäischen Festlande. Ein englischer Admiral sagte der Königin Elisabeth: Antwerpen in der Hand einer seefahrenden europäischen Großmacht bedeute eine auf das Herz Großbritanniens gerichtete Pistole. Nach diesem Grundsatz hat die großbritannische Politik seitdem immer gearbeitet: nie durfte der südliche Teil der Niederlande, das spätere Belgien, Festlandanschluß haben, immer mußte er unter britischer Vormundschaft stehen. Und alle diese britischen Bemühungen und Sorgen vereinten sich bis zum heutigen Tage in dem großen Seehafen von Antwerpen. Nur wenn man die Geschichte dieser englisch-belgischen Beziehungen kennt, läßt sich der Schlag ermessen, den Großbritannien mit der Eroberung Antwerpens durch Deutschland erlitt.

Der Seekrieg brachte dem großbritannischen Volke zunächst die allerdings von vornherein sichere Genugtuung, daß auf den Ozeanen wesentliche Schädigungen oder sogar Stockungen der Ueberseeschiffahrt ausblieben. Der einfache Grund war der, daß die Ozeanübermacht Großbritanniens und seiner Bundesgenossen gegenüber den wenigen deutschen Kreuzern eine vollkommen erdrückende war. Taten wie die der „Emden" usw. konnten nichts daran ändern, daß es sich hier um von vornherein verlorene Posten handelte. Das galt auch vom Geschwader des Grafen v. Spee, und doch hat gerade dieses kurz vor seiner Vernichtung dem britischen Prestige einen schweren Schlag durch die Schlacht von Coronel zugefügt. Der alte englische Anspruch und Nimbus wurde in jener Schlacht zerstört: daß britische Besatzungen und Kriegsschiffe ohne weiteres allen anderen überlegen seien. Die außerordentliche Schießkunst der Deutschen, die Geschicklichkeit und Kühnheit ihrer Taktik zeigte sich der englischen überlegen. Die Vernichtung des Speeschen Geschwaders bei den Falklandinseln erfolgte dann durch eine erdrückende englisch-japanische Uebermacht. Sie konnte, vom Gesichtspunkte der militärischen Leistung betrachtet, die Schlappe und den Eindruck von Coronel nicht verwischen.

Unerfreulich, teilweise beschämend, waren auch die Erfahrungen, welche Großbritannien zur See in den heimischen Gewässern machen mußte. Die Admiralität hatte augenscheinlich geplant, schon in der ersten Periode des Krieges, die deutschen Küsten zu blockieren. Man rechnete in England allgemein darauf, daß die deutsche Flotte durch die Volksstimmung zur Schlacht getrieben, dann mit Uebermacht sicher vernichtet werden würde. Nichts von alledem geschah. Es ereignete sich im Gegenteile etwas ganz Unerwartetes, nämlich die erfolgreich und offensiv vorgehende deutsche Kriegführung durch Minen und Unterseeboote. Gegen beides fand die englische Kriegführung kein Mittel. Sie mußte nicht nur von einer Blockade der deutschen Küsten Abstand nehmen, sondern die Kriegsflotte sah sich gezwungen, die Nordseegewässer zu meiden oder nur mit allergrößter Vorsicht zu befahren. Man sah sich gezwungen, die ganze Nordsee zu sperren, weil die Blockade der deutschen Küsten unmöglich war. Die deutsche Unterseekriegführung machte einen überraschenden und gewaltigen Eindruck in der ganzen Welt, um so mehr, als, wie gesagt, die Beherrscherin der Meere über kein wirksames Gegenmittel verfügte, auch ihre prahlerische Ankündigung nicht wahrzumachen vermochte: die deutsche Schlachtflotte in ihren Häfen oder auf See zu vernichten.

Als im Winter 1914/15 unsere verbündeten Feinde fanden: der Krieg dauere zu lange, beschloß man in London, durch einen großen Schlag dem Russischen Reiche Luft zu machen, die Türkei zu zertrümmern und die Balkanstaaten gegen Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich in den Krieg eintreten zu lassen. Die Meerenge der Dardanellen mit Konstantinopel und dem Bosporus sollte genommen werden. Eine gewaltige französisch-englische Expedition von Truppen und Kriegsschiffen erschien im Frühjahr 1915 vor den Dardanellen. Man landete auf der Halbinsel Gallipoli und beschoß mit den Schiffen die Befestigungen der Meerenge. Die englischen und französischen Schiffe aber wurden vom Feuer der türkischen Kanonen und durch die Torpedos deutscher Unterseeboote vernichtet, und die auf Gallipoli gelandeten Truppen mußten nach langen vergeblichen Kämpfen diese Halbinsel räumen. Das war ein ungeheurer Erfolg für unseren Verbündeten und uns und eine schwere Einbuße für Großbritannien und seine Verbündeten. Für Großbritannien kam und kommt vor allem der Verlust an Nimbus, an Prestige im Orient in Betracht. Als Beherrscher Indiens, dessen Bevölkerung einen so großen Teil von Mohammedanern zählt, als Herr über Aegypten und den Sudan, als Haupteinflußmacht an den arabischen Küsten ist für Großbritannien der Nimbus der Unbesieglichkeit, ja Unwiderstehlichkeit im Orient und in der mohammedanischen Welt ein Lebensbedürfnis für seine Herrscherstellung. Und nun brachten türkische Waffen den vereinigten englischen und französischen Streitkräften in langmonatigen Kämpfen so schwere Niederlagen mit so gewaltigen wirtschaftlichen und politischen Folgen bei. In London versuchte man, wie stets bei solchen Gelegenheiten, den Mißerfolg zu verschleiern. Man sprach vom glorreichen Rückzuge, erklärte die ganze Sache für nicht wichtig und betonte hauptsächlich, daß die britischen Unternehmungen in Mesopotamien vom Persischen Golfe aus das Schicksal des Orients entscheiden würde. Da kam als Antwort hierauf die neue schwere Schlappe von Kut el Amara: türkische Truppen zwangen ein ganzes britisches Heer zur Uebergabe, Briten wurden von Mohammedanern zum zweiten Male vernichtend besiegt.

Inzwischen war durch den serbischen Feldzug der Weg Berlin-Konstantinopel gebahnt und gesichert worden, Bulgarien hatte sich trotz größter Bemühungen Großbritanniens und seiner Bundesgenossen den Mittelmächten angeschlossen, und als weitere schwere Enttäuschung zeigte sich, daß das italienische Eingreifen in den Krieg weit entfernt war, den Zusammenbruch Oesterreich-Ungarns herbeizuführen. Heute, reichlich nach Jahresfrist seit der italienischen Kriegserklärung, haben unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen gar nach ihrer italienischen Kampffront eine erfolgreiche Offensive ins Werk gesetzt. Ueberblicken wir seit Kriegsbeginn gerade die Entwicklung der Stellung Italiens, so bedeutet sie in ihrem Kern eine große und geschickt betriebene Aktion der großbritannischen Regierung. Diese hat sich von Anfang an Entscheidendes von der Absprengung Italiens vom Dreibunde versprochen, hat diese Absprengung und die Teilnahme Italiens am Kriege gegen die Mittelmächte erreicht und — dann erleben müssen, daß keine von den Folgen eintrat, welche man mit Sicherheit vorausgesetzt hatte. Der Verlauf der italienischen Unternehmung ist im Grunde eine der größten und folgenschwersten Schlappen, welche die großbritannische Politik je erlitten hat.

Man kann unseren britischen Feinden, wie anfangs angedeutet, bereitwillig Energie, Ausdauer und Zähigkeit zubilligen und außerdem auch ein gewaltiges Maß von wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit nach den verschiedensten Seiten hin. Und doch hat diese Leistungsfähigkeit keineswegs, wie man in Großbritannien als selbstverständlich voraussetzte, genügt. Es gelang nicht annähernd, den für den Krieg erforderlichen Bedarf an Kriegsmaterial, hauptsächlich an Munition herzustellen; man mußte diese Dinge in ungeheuren Massen von dem „neutralen" Amerika beziehen. Es gelang nicht annähernd, die Truppenmengen auf die Beine zu bringen und zu organisieren, die das britische Kriegsamt und die Kabinettsminister mit selbstverständlicher Großartigkeit angekündigt hatten. Als dann mit dem Winter 1915 allerdings bald mit Unterbrechungen und Abschwächungen der deutsche Unterseehandelskrieg einsetzte, zeigte sich, wie außerordentlich das wirtschaftliche Leben in ganz Großbritannien litt, und wie durch die Verminderung des Handelsschiffsraumes die Ernährung der Bevölkerung in Gefahr geriet. Unter dem Gesichtspunkte des Prestiges betrachtet, bedeutete diese Erscheinung, daß die gewaltige Flotte nicht imstande war, das erforderliche Gegengewicht zu liefern. Hier brauchte man vielmehr die Hilfe der Vereinigten Staaten. Die Ereignisse des Seekrieges brachten, abgesehen von der fortgesetzten Sperrung der Ozeane für Deutschland, der britischen Flagge weder Ruhm noch Erfolge. Ende Januar 1915 verlief eine englisch-deutsche Kreuzerschlacht in der Nordsee ohne endgültige Entscheidung, zeigte aber wieder die Ueberlegenheit deutscher Artilleriescheißkunst und befestigte in der deutschen Marine den Glauben bis zum Grade sicherer Ueberzeugung, daß man hinsichtlich der Leistung dem britischen Gegner mindestens ebenbürtig sei. Die Schlacht am 31. Mai 1916 hat dann diese Ueberzeugung auf das allerglänzendste bestätigt. Ihre Tragweite läßt sich zur Stunde noch nicht übersehen. Die Schlacht am Skagerrak ist keine Entscheidungsschlacht im Sinne der Seeherrschaft gewesen. Entscheidend aber ist sie für die frühere Frage, ob Deutschlands Seemacht überhaupt Aussicht habe, sich mit der großbritannischen erfolgreich messen zu können, ob überhaupt eine Aussicht bestehe, die britische Seethrannei zu erschüttern und in weiterer Folge zu beseitigen. Diese Frage ist durch die Seeschlacht am Skagerrak entschieden worden, und zwar durch Bejahung. Darin liegt ein Teil ihrer hohen Bedeutung. Großbritannien ist nun nicht mehr, wie früher, unbestritten Beherrscherin der See; seine gesamte Hochseeflotte ist von einer weit unterlegenen deutschen Flotte siegreich bekämpft worden und hat absolut wie verhältnismäßig schwerste Verluste erlitten.

Solange der Krieg dauert, können unvorhergesehene Wendungen und Ueberraschungen aller Art eintreten. Es wäre verwerflich, voraussagen zu wollen. Das aber können wir nach der nun beinahe zweijährigen Dauer des Krieges sagen, daß Großbritanniens Stellung in der Welt und zur See schwere Erschütterungen erhalten hat, ohne daß es bis jetzt in der Lage gewesen wäre, sie durch entsprechende Erfolge auszugleichen oder auch nur zu mildern. Großbritannien ist auch heute noch, das dürfen wir nicht vergessen, unser stärkster Feind, und um so schwerer niederzuwerfen, als es auf jede Weise wirksam von den Vereinigten Staaten unterstützt und gestützt wird. An Großbritannien hängt der weitere Verlauf des Krieges nach wie vor. Das britische Volk und seine Verbündeten werden in der Folge mehr denn je ihre Hoffnung darauf setzen müssen, daß ein für die deutsche Flotte vernichtendes Trafalgar in der Nordsee die Lage wieder umwerfe und die Unbestrittenheit britischer Seeherrschaft wiederherstelle und die Nord- und Ostsee unmittelbares Vordringen gegen die deutschen Küsten gestatten. Diese Wunsche wollen wir getrost der Zukunft anheimgeben; vorher aber Großbritannien und seine Verbündeten daran erinnern, daß die Haupthoffnung, welche man von Anfang an auf Großbritannien setzte, bisher fehlgeschlagen ist: die Aushungerung Deutschlands durch die Ozeansperre der britischen Flotte. Wie hat man gerade britischerseits mit den angeblich unausweichlichen Wirkungen dieser Ozeansperre Reklame gemacht! Zweiundzwanzig Monate hindurch ist sie aufrechterhalten worden und hat weder das deutsche Volk abgehalten, zu leben, noch die deutsche Kriegführung, von Erfolg zu Erfolg zu schreiten. Noch zwingen sich Großbritanniens Bundesgenossen und die Briten selbst zu der Hoffnung, zu glauben, daß sich plötzlich die Wirkung der Ozeansperre durch einen katastrophalen deutschen Zusammenbruch offenbaren werde. Dieser Glaube und diese Hoffnung aber werden von Monat zu Monat schwächer, und eines Tages wird sich das gänzliche Scheitern des Aushungerungsgedankens als einer der, denkbar schwersten Schläge für den Nimbus großbritannischer Allmacht und Unwiderstehlichkeit erweisen.

Großkampftage an der Somme.

Von zuständiger militärischer Seite wird dem „W. T. B." geschrieben:

Die näheren Einzelheiten über die Kämpfe der letzten Tage an der Somme lassen immer deutlicher erkennen, daß die Angriffe zwischen dem 9. und 13. Oktober mit zu den größten Kampfhandlungen der ganzen Sommeschlacht gehören. Bapaume und Péronne, das waren die Ziele dieser gewaltigen Kampfanstrengungen der Franzosen und Engländer. Die Hauptwucht der zahlreichen feindlichen Angriffe richtete sich nördlich der Somme besonders gegen die Front von Courcelette bis zum St. Pierre-Vaast-Walde, südlich der Somme gegen die Front zwischen Fresnes—Mazancourt und Chaulnes. Die größte Heftigkeit erreichten indes bisher die Kämpfe nördlich der Somme. Während am 9., 10. und 11. vor allem die Gegend nördlich Thiepval, nördlich Courcelette bei Sailly und am St. Pierre-Vaast-Wald die Hauptbrennpunkte des Kampfes waren, richtete sich am 12. ein großer einheitlicher Angriff gegen die ganze Front von Courcelette — südöstlich Bouchavesnes: besonders erbittert waren an diesem Tage die Kämpfe bei Le Sars, bei Gueudecourt, Lesboeufs, bei Sailly und am St. Pierre-Vaast-Walde. Bei Sailly stürmte der Gegner am 12. nicht weniger als sechsmal vergeblich an. Eingeleitet war hier der Angriff bereits am 11. Oktober, durch stärkstes, vom Morgen bis zum Abend sich ständig steigerndes Trommelfeuer vorbereitet, das am Vormittage des 12. Oktober unter Einsatz allerschwerster Kaliber äußerste Heftigkeit erreichte. Gleichzeitig fand eine systematische Vergasung aller Verbindungen der Deutschen sowie sämtlicher irgendeine Deckung bietender Mulden und Ortschaften statt; diese waren durch Brandgranaten in Flammen gesetzt worden.

Der außergewöhnliche Umfang des feindlichen Munitionseinsatzes ließ klar die Absicht erkennen, einen entscheidenden Angriff unternehmen zu wollen. Offenbar in der Hoffnung, seiner Infanterie durch diese gewaltige Kraftanstrengung der Artillerie den Weg zu einem leichten Siege geebnet zu haben, brach die englische und französische Infanterie gegen Mittag auf der ganzen Linie in dichten Massen sechs bis zehn Wellen hintereinander, dahinter wiederum dichte Kolonnen, zum Angriff vor; letztere geführt von Offizieren hoch zu Pferde. Der Feind glaubte bestimmt, die deutsche Infanterie durch diesen Masseneinsatz schwerster Kaliber bereits völlig vernichtet zu haben. Lautjohlend und schreiend stürmten die Massen vor, dem sicher gewähnten Siege entgegen. Um so erschütternder war, was nun folgte. Der Tod hielt reiche Ernte. Die deutsche Infanterie hatte trotz dieser tagelangen schwersten Beschießung, trotz fehlenden Schlafes und der Unmöglichkeit einer ausreichenden Verpflegung bei der Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen ihren inneren Halt und die Kraft zum Durchhalten nicht eingebüßt. Groß war die Zähigkeit, mit der der Feind trotz blutigster Verluste immer wieder von neuem anstürmte, größer aber war der Todesmut, mit dem die deutsche Infanterie, trotz der großen zahlenmäßigen Ueberlegenheit des Feindes ihre Stellungen nicht nur hielt und verteidigte, sondern den Feind auch da, wo er eingedrungen war, im schneidigen Gegenstoß stets wieder hinauswarf. Beispielsweise verließ die Infanterie der 6. Infanterie-Division bei Gueudecourt beim Vorbrechen des Feindes zum Angriff ihre zerschossenen Stellungen und die kaum Schutz gewährenden Granatlöcher und schoß stehend freihändig die dichten englischen Massen mit Gewehr und Maschinengewehr völlig zusammen. Die dichten Kolonnen waren in dem überlegenen Feuer der deutschen Infanterie, Maschinengewehre und Artillerie an einzelnen Stellen im wahren Sinne des Wortes niedergemäht. An den Hauptbrennpunkten des Kampfes, so vor allem vor dem Pierre-Vaast-Walde, befindet sich eine wahre „Leichenbarrikade".

Am 13. Oktober ließen die feindlichen Angriffe schon an Heftigkeit nach. An diesem Tage richteten sich die Hauptanstrengungen des Feindes gegen Sailly, den Pierre-Vaast-Wald und die Gegend östlich Bouchavesnes. An allen genannten Stellen kam es zu erbitterten Nahkämpfen gegen die stark überlegenen feindlichen Massen. Es ist außer allem Zweifel, daß der Feind mit dieser gewaltigen Kraftanstrengung eine große Entscheidung suchte, namentlich am 12. Oktober einen Durchbruch größten Stils beabsichtigte. Nach den übereinstimmenden Aussagen aller Gefangenen und den Meldungen unserer Truppen haben die Verluste der Feinde, namentlich der Engländer, eine bisher noch nie dagewesene Höhe erreicht. Die französischen Infanterie-Kompagnien zählen nach Gefangenen-Aussagen zurzeit kaum noch eine Kopfstärke von 50 Mann. Der Feind ist offensichtlich stark geschwächt. Die französische Führung hatte, um den Kampfesmut ihrer Truppen zu beleben, zu dem bedenklichen Mittel gegriffen, die Infanterie vor dem Antreten zum Sturm überreichlich mit Alkohol zu versehen. Diese Tatsache beleuchtet blitzartig die wahre Stimmung im französischen Heeren. Alle Gefangenen schildern diese als „kriegsmüde", sie selber wären froh, durch ihre Gefangennahme „der Hölle an der Somme" entronnen zu sein. Den Angriff des 12. Oktober bezeichneten sie als „nutzlose Schlächterei" und „zwecklose Vergeudung wertvoller Menschenkraft". Es ist begreiflich, daß die französischen und englischen Berichte die Ereignisse dieser Tage nur kurz berühren oder sie zum Teil vollständig verschweigen. Man will die Schwere des Mißerfolges verheimlichen, da bei den gespannten Erwartungen der Rückschlag ernster und die Stimmung gedrückt ist.

Um so zuversichtlicher und siegesfroher ist die Stimmung der tapferen Verteidiger an der Somme. Ihre Kraft und ihre Ausdauer wuchsen mit der Schwere und Größe ihrer Aufgabe. Die Kampftage an der Somme vom 9. bis 13. Oktober waren Großkampftage erster Ordnung. Sie stellen einen ebenso großen und vollen Erfolg der deutschen Waffen wie eine schwere Niederlage der Franzosen und Engländer dar. Das Drama an der Somme scheint sich seinem Höhepunkt zu nähern.

Der Präliminarfrieden von Nikolsburg.

Als sich nach den großen Freiheitskämpfen die Frage der innern Aufrichtung des Deutschen Reiches stellte, welcher außer der Zersplitterung Deutschlands namentlich der unheilvolle Antagonismus der beiden Großstaaten Preußen und Oesterreich entgegenstand, erkannte Preußen bald den vor ihm liegenden Pfad, der weg von Oesterreich wies, wenn anders nicht Preußen zum Mittelstaate herabsinken sollte. Der Zollverein war die erste Stufe zur Einigung der eifersüchtig um ihre Souveränität besorgten Bundesglieder. Noch aber war Deutschland so wenig geschlossen, daß es die Demütigung des offenen Briefes hinnehmen mußte, mit dem die dänische Krone im Jahre 1846 das zum deutschen Bund gehörige Schleswig beanspruchte, und ohne Vertrauen in das der internationalen Bewegung der 48er Jahre entsprungene Gagernsche Programm lehnte Friedrich Wilhelm von Preußen die ihm von der Nationalversammlung im März 1849 angebotene Krone eines mit Oesterreich lediglich verbündeten Deutschen Reiches ab, um im „Dreikönigsbündnis" mit Sachsen und Hannover eigene Wege zu suchen — auch sie führten nicht zum Ziel. Rußlands Machtwort zwang zu Olmütz 1840 das wegen der kurhessischen Erbstreits und des schleswigschen Aufstandes schon gegen Oesterreich gezogene Preußenschwert in die Scheide zurück und brachte den schwächlichen neuen Bund zu Fall.

Die Distanz von Oesterreich wahrt Preußen allerdings, indem es ihm die erstrebte Zolleinigung versagt, energisch aber verfolgt erst Bismarck die längst erkannten Richtlinien. Durch kühles Fernbleiben vom Frankfurter Fürstenkongreß kreuzt er die Reformpläne Franz Josephs, und nützt endlich